



6
1961

Stern der Neger

ember/Dezember

Zeitschrift der Missionare Söhne des Hl. Herzens Jesu



Ein Ministrant und Sängerknabe aus der friedlosen Republik Kongo kniet vor der Krippe

Großer schwarzer Mann

Große, regenverhangene Wolken zogen am Himmel. Es war am frühen Morgen. Die ersten Geräusche des beginnenden Tages wurden laut; Fahrzeuge fuhrten vorüber und eilende Menschen waren auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstätte. — Ein paar Meter vor mir ging ein großer schlanker Mann mit schwarzem, wolligem Haar. In diesem Augenblick drehte er den Kopf ein wenig zur Seite: Es war ein Neger. Farbige bekommen wir in unserer kleinen Stadt höchst selten zu sehen und wenn einmal einer auftaucht, ist es fast eine Sensation. — Er trug eine Collegmappe unterm Arm und hatte eine Hand lässig in die Hosentasche geschoben. — Und nun wurde ich Zeuge einer kleinen, fast unscheinbaren

Begebenheit, die jedoch bei mir, und vielleicht auch noch bei einigen anderen, einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Der Neger hatte ruckartig seine Hand aus der Tasche gezogen. Er kniete am Wegrand nieder und hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Dann hörte auch ich das feine Klingeln eines Glöckchens und sah einen Priester mit seinem Ministranten daherkommen. Gott kam uns entgegen

Ich mußte an diesem Tag noch oft an den dunkelhäutigen Christen denken, der Mut bewiesen und sich nicht gescheut hatte, auch in fremder Umgebung und offen vor allen Menschen seinen Glauben zu bekennen.

Hans Orths

Zum Titelbild: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt.“ Über dem Bild liegt verhaltene Wehmut. Die Dornenkrone erinnert an den Opfertod Jesu und an das Schwert, das die Seele seiner Mutter durchbohren wird.

Unsere Bilder: A. Cagol 6 Zeichnungen, A. Nagler 1, A. Pfanner 1, Fides 13

Der Papst spricht zu Afrika

Am 6. November stand Rom im Zeichen eines bedeutenden missionsgeschichtlichen Ereignisses: Kardinal Frings weihte den von der Kirchenprovinz Köln anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums gestifteten und von der deutschen Telefunken-Gesellschaft erbauten Afrika-Sender bei Radio Vatikan ein. Sogleich nach der Weihe richtete der Papst an die Völker Afrikas folgende Botschaft:

„Ehrwürdige Mitbrüder und geliebte Söhne des afrikanischen Kontinents! An diesem glücklichen Tage, an dem die vatikanische Rundfunkstation dank einer weiteren Verstärkung vermehrte Sendungen für die Völker Afrikas beginnt, möchten Wir Unser Wort den Ätherwellen anvertrauen, um euch mit besonderer Freude einen Gruß zu bringen. Wie Wir schon öfter anlässlich Unserer Botschaft an die einzelnen afrikanischen Nationen betonten, haben Wir allzeit schon ein Gefühl besonderen Wohlwollens für euren Erdteil und für die Völker, die ihn bewohnen, und auf denen so große Hoffnungen ruhen, gehegt.

Wahrlich nicht wenige Bande verbinden Uns mit den geliebten Völkern Afrikas und Wir bewahren sie mit innerster Freude unter den Unserem Herzen liebsten Erinnerungen: schon von Jugendzeit an haben Wir hervorragende Persönlichkeiten, die als redliche Freunde Afrikas sich hohe Verdienste dafür erwarben, kennengelernt; in der Folge besuchten Wir selbst 1950 mit großer Bewunderung die Küstengebiete Nordafrikas, wo Himmel und Erde in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen; schließlich haben Wir mit gegenseitiger Genugtuung sowohl in Paris als hier in Rom, dem Gipfel- und Mittelpunkt der katholischen Kirche, sehr viele eurer Landsleute getroffen und mit ihnen konferiert, so viele weitere davon nehmen wir laufend mit Freuden unter den zahlreichen Scharen, die Uns zu besuchen kommen, hier bei uns auf .

Und niemals wird Uns erst recht die unvergeßliche Erinnerung an jene Tage

verlassen, an denen Wir selbst zahlreichen Bischöfen Afrikas die Fülle des Priestertums verliehen haben: im Augenblick, da nach dem alten Brauch der heiligen Liturgie Wir den neugewählten Bischöfen den Friedenskuß gaben, war es Uns, als ob Wir damit alle Völker Afrikas umarmten und küßten — also euch, Wir wiederholen es, euch, geliebte Kinder.

Mit einem von diesen Erinnerungen erfüllten Gemüt wenden Wir Uns in Überwindung unermesslicher Entfernungen an euch und reden mit euch, als stünden Wir mitten unter euch, um euch von Herzen Unsere Glückwünsche auszusprechen:

In euren Familien und Völkern möge wahres und ständiges Glück erblühen;

an euren heimischen Herden möge Ehre und Heiligkeit wiedererstrahlen, und sie mögen durch das Band wechselseitiger Liebe bewahrt, durch Treue gefestigt, durch alle Fruchtbarkeit erfreut werden;

die Jugend möge heranwachsen in Achtung aller Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, und ihre physischen Energien mögen durch die geistigen Gaben noch kostbarer werden;

alle sozialen Schichten mögen sich in ständiger verpflichtender Hingabe ans Werk machen, den Wohlstand des eigenen Landes zu fördern und zu mehren;

die Himmelsgabe des Friedens möge eure Völker erfreuen, damit ihr, wenn überall Ruhe und Sicherheit wieder eingekehrt sind, alle Fülle der Früchte der Freude, des Friedens, der wahren Freiheit genießen könnt.

Wir machen Uns die Worte des heiligen Apostels Paulus zu eigen und rufen aus: „Meine lieben, heißersehten Brüder, meine Freude und meine Krone, so bleibt denn fest im Herrn, Geliebte!... Dann wird der Friede Gottes, der jegliches Begreifen übersteigt, euer Herz und eure Gedanken bewahren in Christus Jesus.“ (Phil 4,1—7)

Liebet euere Feinde

Die ärztliche Kunst und der Edelmut eines amerikanischen Missionsarztes retteten das Leben eines Afrikaners, nachdem dieser den Doktor und dessen Familie auf einer Urwaldstraße in Nordrhodesien angegriffen hatte.

Der Arzt Dr. Josef Foust half bei der Operation an dem Verwundeten und spendete ihm einen halben Liter Blut, wie man hier erfuhr.

Dr. Foust, seine schwangere Frau und die zwei Söhne des Ehepaares waren von bewaffneten Eingeborenen zwei Tage und eine Nacht lang auf einer Urwaldstraße, die durch gefällte Bäume abgesperrt war, belagert worden. Polizeikräfte befreiten schließlich die Amerikaner sowie eine sechsköpfige südafrikanische Familie, zu der drei kleine Kinder gehörten.

Dr. Foust, 36 Jahre alt, ist in Kisa (Tanganyika), einer Mission der Weißen Väter, stationiert. Er war mit seiner 33 Jahre alten Frau Helene nach Rhodesien gekommen, um die beiden Söhne, den zwölfjährigen Peter und den elfjährigen Karl, von der Schule abzuholen.

Sie befanden sich auf dem Heimweg auf der großen Nordstraße, die 500 englische Meilen weit durch einsames Waldgebiet führt, das eingeborene nationale Heißsporne unsicher machten.

Es gelang den Reisenden, mehrere Straßensperren zu umfahren, aber schließlich wurden sie 60 Meilen nördlich von Mpika von einem gefällten Baumriesen, der quer über die Straße lag, aufgehalten. Eine Gruppe aufgebracht Menschen hieß sie umkehren. Das war am 8. August.

Die Amerikaner und die südafrikanische Familie, Wright mit Namen, kehrten um, trafen aber bald auf eine Bande, die die Straße aufgerissen hatte, die kurz vorher noch passierbar gewesen war. Nun war sie durch einen fünf Fuß tiefen Graben unterbrochen, in dem das Auto der Südafrikaner stecken blieb.

Die Männer gebärdeten sich drohend. Ein Speer traf den Jeep des Dr. Foust.

„Wir versuchten, Baumstämme über den Graben zu legen, aber eine etwa fünfzigköpfige bewaffnete Menge ver-

bot es uns.“ So ließen die Reisenden davon ab und warteten in ihren Wagen der Dinge, die da kommen sollten. Die Menge begann zu schreien und zu johlen: „Wir werden euch umbringen, aber zuerst werden wir euch prügeln, ja prügeln, ja prügeln...“

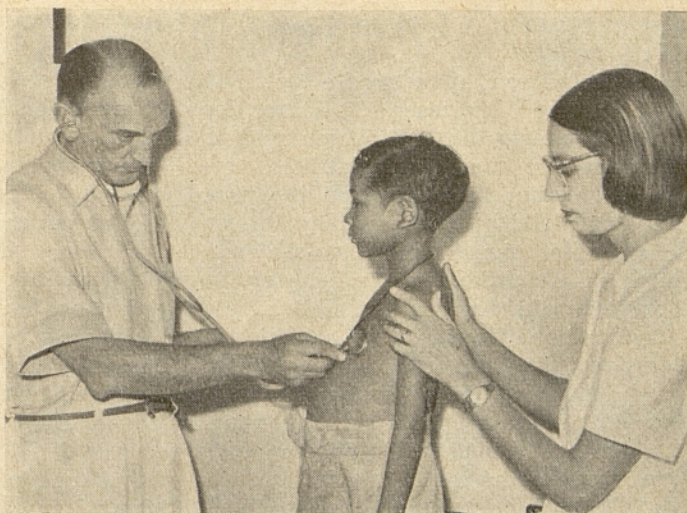
Dann zerrte ein Mann den Arzt aus dem Wagen und setzte ihm den Speer an die Brust. „Ich war überzeugt, daß für uns alle das letzte Stündlein geschlagen hätte“, sagte Dr. Foust nachher.

Der Arzt brachte der Menge in Swahili bei, daß sie Amerikaner und Katholiken seien. Auch zeigte er seinen amerikanischen Reisepaß vor. Das rettete die Lage. Die Banditen sagten, Tanganyika sei ein befreundetes Land und sie möchten nicht Leuten Unheil zufügen, die von dort kämen. „Wenn ihr Rhodesier oder Engländer wäret, würden wir euch töten“, fügten sie hinzu.

Die Wegelagerer halfen sogar der Familie Wright, den Wagen aus dem Graben zu befördern, und befahlen der Reisegesellschaft, zu einer gewissen Schule zurückzukehren. Als diese dort ankam, sah sie, daß dort inzwischen alle Gebäude mit Ausnahme eines Lehrerhauses eingäschert worden waren. In diesem Hause schliefen die Söhne des Arztes in jener Nacht, während die übrigen in ihren Wagen blieben.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr trafen zehn afrikanische Polizisten unter Anführung von zwei rhodesischen Offizieren und einem schwarzen Wachtmeister ein. Unter Polizeischutz fuhren die weißen Reisenden nach Chinsali weiter. Ab und zu drohten Banditen, sie anzugreifen. Einer von ihnen trieb es so arg, daß die Polizei das Feuer eröffnete. Drei Wegelagerer wurden getötet, einer davon gerade in dem Augenblick, da er seinen Speer gegen das Zelttuch des Wagens schleudern wollte, hinter dem sich die zwei Söhne des Arztes befanden.

Ein anderer Bandit wurde verwundet und auf die Mission Lubwa gebracht. Dort half Dr. Foust dem Dr. Malcolm Moffat bei der Operation des Verwundeten und spendete diesem einen halben Liter Blut.



Das aufopfernde Wirken der Missionsärzte ist Verwirklichung des Auftrages des Herrn an die Jünger: „Heilet die Kranken...“

Zweihundert Buschkirchen in Nordrhodesien angezündet

Anfangs August brachen in der nördlichsten Provinz Nordrhodesiens Unruhen aus. Brücken wurden zerstört, Straßen blockiert und hier und dort Meldefahrer der Polizei angegriffen. Schließlich wurden in den Bezirken Chinsali und Mpika mehrere Schulen und in der Diözese Kasama 22 Buschkirchen angezündet.

Dies schrieb ein Missionar aus Nordrhodesien Ende September an die südafrikanische katholische Zeitung „The Southern Cross“ (Das südliche Kreuz).

Die Zerstörung der Kirchen ist nach den Worten des Paters ein harter Schlag für die Christen, die unter großen Opfern diese Buschkirchen aufbauten. Die Kapellen, in denen alle vier bis sechs Wochen einmal der Missionar Gottesdienst hielt, sind Ziegelbauten mit 20 bis 25 Meter Länge und 6 bis 7 Meter Breite und mit einem Grasdach. Sie umschließen auch eine Schreibstube und ein Schlafzimmer für den Missionar. Die Christen eines jeden dieser Meßzentren stellten selbst die 10 000 bis 12 000 Ziegel her, bezahlten die Maurer und setzten das Grasdach auf. Es kam ihnen nicht billig. Die Mission steuerte die Türen, Fenster, Altar, Tabernakel, Meßkoffer

und die ganze Einrichtung bei, was ebenfalls ziemlich viel Geld verschlang.

Der Missionar erzählt im „Southern Cross“ weiter:

„Es ist schmerzlich, in den noch rauchenden Ruinen herumzustöbern, einen geschwärzten Kelch, ein verkohltes Stück eines Meßgewandes, ein verbogenes Metallstück, das einmal ein Kreuz war, herauszuziehen. In einer dieser niedergebrannten Kirchen, die der Unbefleckten Empfängnis geweiht war, stand die Statue der Gottesmutter noch auf dem Altar, aber die Nase und eine Hand fehlten. Alle anderen Gegenstände waren vollständig verbrannt.“

Die Christen dieser Zentren verstehen das unsinnige Zerstörungswerk ebenso wenig wie wir. Warum zündet man Kirchen an und verursacht den eigenen Landsleuten Schmerz und Schaden?

Zwei dieser Außenkirchen wurden in der Nacht vor dem zur Feier der Sonntagsmesse erwarteten Eintreffen des Priesters in Brand gesetzt. Es machte den Eindruck, daß das Werk von jemandem geplant wurde, der unser Programm kannte. Wir gingen trotzdem hin, und die Reaktion der Gläubigen war ermutigend und tröstlich. Die Leute be-

Afrikanische Laienführer tagen

In der letzten Augustwoche tagten in Mwanza am Viktoriasee 130 Führer des Laienapostolats, die 35 Diözesen in sechs Ländern Ost- und Zentralafrikas vertraten. Bischof Blomjous von Mwanza, der den Vorsitz führte, ist langjähriger Vorkämpfer der Laienapostolatsbewegung in Ostafrika. Die Delegierten, in der Mehrzahl Afrikaner, vertraten die verschiedenen Zweige des Laienapostolates, so die Jungarbeiter, die Marianische Legion, Lehrervereine, Marianische Kongregationen, die Frauenvereine. An den Zusammenkünften nahmen auch drei afrikanische Bischöfe teil.

Die Teilnehmer folgten mit großer Aufmerksamkeit den Vorträgen und beteiligten sich lebhaft an den Diskussionen. Sie waren sich bewußt, daß dieser Kongreß nicht nur für die von ihnen vertretenen Gebiete wichtig war, sondern zugleich Vorarbeit für den III. Internationalen Kongreß des Laienapostolates zu leisten hatte. Besonders betont wurden: Mitarbeit in der Presse und Erteilung von Religionsunterricht, auch durch Katechistinnen. „Nur sorgfältig

ausgebildete weibliche Laienapostel können die Frauenwelt Afrikas nachhaltig beeinflussen und sie lehren, die Kinder im christlichen Geist zu erziehen.“

Manche der 130 Delegierten hatten auf der Reise ungewöhnliche Erlebnisse. Viele mußten Hunderte von Meilen zurücklegen. Ein Delegierter verbrachte die Nacht unter wilden Tieren, da der Autobus, mit dem er reiste, mitten in der Serengeti-Ebene stecken blieb. Vor dem Wagen eines andern stellte sich ein Nashorn in den Weg und hätte um ein Haar ein Unglück verursacht. Der Bischof von Moschi mußte einer auf der Straße lagernden Gruppe von Löwen ausweichen. Drei junge Männer verirrteten sich auf den nicht gekennzeichneten Straßen und irrten stundenlang umher, bevor sie sich wieder zurechtfinden. Schließlich trafen sie total erschöpft, aber guten Mutes in Mwanza ein, während ein leichter Abendwind die geheimnisvollen Trommelschläge aus den umliegenden Dörfern über die zauberhaften Wasser des großen Sees hintrug.

Kongreß der Legion Mariens in Ibadan (Nigeria)

Am 15. Oktober, einem Sonntag, fand die bisher größte Laienapostolatstagung in der Diözese Ibadan statt. Es war ein Kongreß der rührigen Legion Mariens mit fast 400 Teilnehmern.

Msgr. Dominikus Ekandem, Weihbischof von Calabar, legte einen Weg von mehr als 500 englischen Meilen zurück, um in Ibadan zu den Legionären und Legionärinnen sprechen zu können.

Die Tagung wurde mit einem feierlichen Hochamt im Freien in Anwesenheit des Bischofs von Ibadan, Msgr. R. Finn SMA, und des Weihbischofs von Calabar eröffnet. Das weitere Programm wickelte sich im St.-Theresia-Kolleg, einer Mädchenmittelschule, ab, die unter der Leitung der Schwestern Unserer Lieben Frau von den Aposteln steht. Außer den Legionären und Legionärin-

standen darauf, daß wir die Messe in der zerstörten Kirche halten sollten. Sie machten sich flink daran, die Asche wegzukehren und etwas Ordnung in den Greuel der Verwüstung zu bringen. Es ist etwas eigenes um ein heiliges Meßopfer in einer zerstörten Kirche, auf einem rauchgeschwärzten Altar, ohne Dach überm Kopf.

In all diesen Meßzentren oder Außen-

stationen sind die Christen entschlossen, die Kirche noch vor dem Eintreffen der Regenzeit in zwei Monaten wiederherzustellen. Den einzelnen Dörfern in der Bannmeile der Meßzentren wurden bereits die für sie bestimmten Aufgaben beim Wiederaufbau zugewiesen.

Wer weiß, vielleicht wird diese Heim-suchung unsere Christen in ihrem Glauben noch bestärken.“



Zu den zahlreichen Laienorganisationen, die sich der Missionsarbeit widmen, gehört auch der „Gral“, gegründet am 1. November 1921 in Holland, mit nunmehr 7000 Mitgliedern. Die Gral-frauen nehmen sich vor allem der Frauenwelt in den Missionsländern an. Auf dem Bild 13 Gral-frauen, die mit 51 anderen weißen und afrikanischen in Uganda tätig sind.

nen waren auch viele Priester und Schwestern verschiedener Kongregationen erschienen.

Der Kongreß behandelte Organisationsfragen, das apostolische Wirken der Legion und besondere Projekte, die in Angriff genommen werden sollen.

Bischof Ekandem sprach über die Selbstheilung in der Legion Mariens. Er betonte, daß ein fruchtbares Apostolat ohne ehrliches Streben der Laienapostel nach persönlicher Vollkommenheit undenkbar sei. „Aus Zeitungen, Radio und Fernsehen erfahren wir von furchtbaren Verbrechen, die heute begangen werden. Das ist es, was die Legion bekämpfen muß.“

Die Tagung wickelte sich in drei Sprachen ab, nämlich in Englisch, Yoruba und Ibo.

Zwei besondere Projekte begegneten großem Interesse: die Errichtung einer katholischen Zentralbücherei in Ibadan

und die Ausbildung einer Spezialstoßtruppe der Legion für wichtige Sonderaufgaben, die außergewöhnlichen Einsatz fordern. Dazu meldeten sich freiwillig 50 Legionäre und Legionärinnen.

Die Tagung schloß mit einer marianischen Prozession und dem eucharistischen Segen.

Der deutsche Katechismus in Kiswahili übersetzt

N d a n d a, Tanganyika (AIF). Mitte Oktober dieses Jahres erschien der letzte Teil des Katholischen Katechismus der Bistümer Deutschlands in der Kiswahilisprache.

Er wurde in drei Bänden, von denen zwei schon früher herauskamen, in der Druckerei der deutschen Missionsbenediktiner im Süden Tanganyikas gedruckt.

Urundi: Ermordung des Premierministers Prinz Rwagasore

Prinz Ludwig Rwagasore, der kurz vorher Premierminister von Urundi geworden war, fiel am 13. Oktober einem Mordanschlag zum Opfer.

Prinz Rwagasore, Sohn des Mwami (König) Kwambutsa und der Theresia Kanyonga, wurde im Jahre 1932 geboren. In der Taufe erhielt er den Namen Ludwig. Seine erste Erziehung empfing er von den Schwestern „Dames de Marie“ in Kanyina. Später besuchte er die Schulen der „Brüder von der christlichen Liebe“ in Kitega und Astrida, worauf er seine Studien in Belgien fortsetzte.

Nach seiner Rückkehr nach Urundi im Jahre 1956 trat er sofort ins politische Leben ein. Er war der Gründer der UPRONA-Partei (Union du Progres National), der er das Motto mitgab: „Für Gott, König und Vaterland!“

Das Parteiprogramm, das sich durch Mäßigung auszeichnete, stieß am Anfang bei der Treuhand-Regierung auf keinen Widerstand. Die Erklärung der belgischen Regierung am 15. November 1959 aber war enttäuschend für die Partei, auf deren Programm sofortige Autonomie und baldige Unabhängigkeit für Urundi standen. Einige überspitze Er-

klärungen mancher Mitglieder der Partei brachten es mit sich, daß UPRONA die Gunst der Treuhand-Regierung verlor. Bei der Wahl im Jahre 1960 siegte die „Gemeinsame Front“, während UPRONA nur 19 Prozent der Stimmen erhielt.

Bei den Wahlen im September 1961 unter UN-Aufsicht änderte sich die Lage vollständig. UPRONA erhielt 80 Prozent der Stimmen und die „Gemeinsame Front“ nur 17 Prozent.

Prinz Rwagasore wurde nach der Wahl aufgefordert, eine Regierung zu bilden. Drei Stunden nach seiner Designierung konnte er bereits sein Kabinett der Gesetzgebenden Versammlung vorstellen, die es guthieß. Zwei Wochen später fiel der Prinz einem Mordanschlag zum Opfer. Der Täter wurde verhaftet.

Mit dem Tode des Prinzen Rwagasore verliert Urundi einen markanten Politiker, der sich die Herzen seiner Landsleute aus allen Schichten erobert hatte. Während der kurzen Zeit, in der er die Regierung anführte, hielt er mehrere Reden, die sich durch Mäßigung und Zuvorsicht auszeichneten. Das Land betrauert den Verlust eines großen Führers.

Die gegenwärtige Struktur Afrikas

Das heutige Bild Afrikas wurde durch die Kolonisation geprägt. Beim Vordringen in das Schwarze Afrika bauten die Kolonisatoren nicht nur auf, sondern zerstörten auch die vorhandenen Strukturen, wodurch kulturelle und ethische Traditionen der afrikanischen Völker von hohem Werte vernichtet wurden. Die afrikanischen Völker waren vielfach gar nicht in der Lage, die ihnen als Ersatz gebotenen kulturellen Werte und technischen Errungenschaften Europas zu assimilieren. Die daraus entstandenen Mißverständnisse führten zu einer heute, am Ende der Kolonialepoche, alle

schweren Verstimmung der Afrikaner gegen die Weißen, zu denen nicht nur die Europäer im engeren Sinne, sondern auch die Amerikaner und die Russen zählten. Diese Verstimmung wurde im Zeitpunkt des Entstehens unabhängiger afrikanischer Staaten ein Faktor der Weltpolitik.

Die Lage ist ernst, weil die frühere Kolonialwirtschaft, in erster Linie auf die Gewinnung von Rohstoffen und den Absatz von Massenartikeln bedacht, die wirtschaftliche Entwicklung der afrikanischen Gebiete vernachlässigte, so daß

neuen afrikanischen Staaten Merkmale der Unterentwicklung aufweisen.

Dazu kommt, daß durch die fortschreitende Auflösung der Stammesverbände und Lockerung der Familienautorität die Grundlagen des afrikanischen sozialen Lebens erschüttert sind. Eine neue Gesellschaft ist im Entstehen begriffen, die nicht weiß, wohin sie gehört. Der massiven Propaganda des östlichen Materialismus müssen wir das Beispiel christlicher

Hilfsbereitschaft entgegensetzen. Unser Beispiel wird jedoch auf die Afrikaner nur wirken, wenn unsere Hilfe im Geiste der Sozialenzyklika gewährt wird: wir müssen innerlich bereit sein, im Afrikaner nicht nur den gleichberechtigten Partner, sondern auch den gleichwertigen Bruder zu sehen.

Dr. Walter Reichhold, Botschafter der
Bundesrepublik Deutschland in Dakar

Antworte!

„Ich habe eine Erde gewollt, wo die Menschen Menschen sind
Und keine Wölfe
Und keine Schafe
Und keine Schlangen
Und keine Chamäleons.
Ich habe eine Erde gewollt, wo die Erde Ernährerin ist,
Wo der Same Same ist,
Wo geerntet wird mit der Sichel der Seele:
Eine Erde der Erlösung und nicht der Buße,
Eine Flur grüner Stengel und aufrechter Stämme,
wo der Mensch, ohne schwach zu werden, die Last der Sterne trägt.
Bist du würdig, meinem Volke die Füße zu waschen? Antworte!“

Was wirst du antworten und wirst du Ihm antworten?
In welchem Schatten willst du die Füße verbergen,
die Füße des Leprakranken, die du nicht berührt hast?
Und die Leiber der Frauen,
die du nicht geliebt sondern mißbraucht hast?
In welchem Fluß, welchem Meer wäscht du das schwarze Blut
des Fieberkranken, den du nicht geheilt hast?
In welchem Bett, welchem Laken willst du die Träume des Schlaf-
kranken wiegen, den du nicht geweckt hast?
Was wirst du sagen
von jenen, die das Alphabet des Lebens nicht aufsagen können?
Denn jetzt ist es an mir zu fragen.

Paul Niger, Guadeloupe

Aus dem Sonderheft „auf uns zu“, das die Deutsche Kolpingsfamilie e. V., Köln, in der Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe herausgab.

In Mariannahill

Von P. Albert Pfanner

Eines der größten Erlebnisse auf meiner Reise in die südafrikanische Mission war für mich der Besuch in Mariannahill. Nicht allzuweit von der schönen Hafengstadt Durban liegt in einem freundlichen Tal die großartige Missionsgründung Mariannahill. Sie gleicht heute mehr einem Dorf als nur einer Missionsstation. Mariannahill ist die Geburtsstätte der Mariannahiller Kongregation und der Schwestern vom Kostbaren Blut.

Schon von weitem grüßten uns die Türme der Kathedrale. Von einer Anhöhe aus konnte ich die ganze Station überschauen. Im Zentrum liegt die schöne, geräumige Kathedrale, umsäumt von der Monastery, vom neuen Krankenhaus, dem Konvent der Schwestern und vielen Schulen und Werkstätten. Über dem Eingang, der zur Monastery führt, spannt sich ein Bogen, auf dem die Worte stehen: „Ora et labora — Bete und arbeite!“ Unter dieses Motto hat einst der Gründerabt Franz Pfanner sein ganzes Wirken gestellt. Zwischen den Gebäuden liegen wohlgepflegte Gärten und Anlagen.

Nach einem freundlichen Willkommensgruß durch den Pater Superior führte mich mein Weg zur Kathedrale und dann zur Grabstätte meines hochverehrten Urgroßonkels, des Abtes Franz Pfanner. Wie klein kam ich mir vor, als ich am gewaltigen Denkmal stand, das ihm seine geistlichen Söhne und Töchter in Dankbarkeit errichtet haben. An dieser Stätte, wo das liebe-glühende Herz eines großen Missionars ruht, habe ich den Segen für mein missionarisches Wirken in der Missionsdiözese Lydenburg erlehrt. Das Grab dieses großen Abtes ist heute eine Stätte des Gebetes.

Abt Pfanner war ein Mann des Glaubens und des Gebetes, ein Mann der Tatkraft und zäher Ausdauer, ein begeisterter Apostel Jesu Christi und ein

seeleneifriger Priester. Will man bei ihm nach Vorbildern suchen, dann muß man auf den großen Indienmissionar Franz Xaver zurückgreifen, ja man ist versucht, Vergleiche zu ziehen mit dem Leben des großen Völkerapostels Paulus. Paulinisches Christusfeuer glühte in Abt Pfanner und drängte ihn wie Paulus, „den Heiden die unergründlichen Reichtümer Christi zu verkünden“. Eigenartig war sein Lebensweg. Nur Gottes Geist kann ihn so vorzeichnen und die Kraft zur Durchführung seines geheimen Planes geben. Wie ein Held durchlief Abt Franz den Weg des Kreuzes. Kreuz und Leid waren für ihn die verborgenen Quellen seines erfolgreichen Wirkens.

Wenngleich mir nur wenige Stunden vergönnt waren, in Mariannahill zu verweilen, so waren es doch Stunden der Gnade und der Freude. Aufrichtige Liebe umfing mich überall. Es schien, als wolle man an mir gutmachen, was man Abt Pfanner schuldig geblieben war. Im Konvent der Schwestern fand ich liebevolle Aufnahme. Hier traf ich meine Verwandte, Schwester Wendelin. Da wir uns vorher noch nie gesehen hatten, war die Freude groß. In einem mußte ich die Schwester enttäuschen: Sie vermißte an mir die roten Haare, mit denen Abt Pfanner ausgezeichnet war. In diesen Stunden fröhlichen Beisammenseins wurde viel über den Gründerabt gesprochen und sein starker Charakter, sein Weitblick, seine einzigartige Missionsmethode gerühmt. Unermeßlicher Segen strömt von seiner Gründung Mariannahill auf die Heidenwelt aus. Dankbar darf ich erwähnen, daß seit dem Eintreffen der Missionare unserer Kongregation in Südafrika im Jahre 1924 stets ein brüderliches Verhältnis mit den Missionaren von Mariannahill bestand. In den ersten Jahren weilten so manche unserer Missionare hier auf Mariannahill, um sich in die Missionsarbeit einführen zu lassen.



Denkmal des Abtes Franz Pfanner mit P. Albert und Schwester Wendelin

Bericht aus Glen Cowie

Von P. Vitus Grohe

Glen Cowie ist eine blühende Missionsstation. Jeder, der hierher kommt, staunt über das schon Geleistete. Wenn man sich der Station nähert, zieht einen die 1958 vollendete großzügig gebaute Rosenkranzkirche in ihren Bann. Die Eingeborenen, die das Krankenhaus der Station aufsuchen, sind nicht weniger beeindruckt von den Gebäulichkeiten und der modernen Einrichtung des Hospitals. Die vielen, die Tag für Tag ihren Mais und ihr Korn zu unserer Mühle bringen, werden gut bedient und können wieder zufrieden nach Hause gehen.

Unsere achtklassige Grundschule wird nicht nur von den auf der Farm wohnenden Kindern gern besucht, sondern auch von vielen aus der näheren Umgebung; ja selbst aus weit entfernten Städten wie Pretoria und Johannesburg haben wir eine stattliche Anzahl sogenannter Boarders, die hier ihre Abschlußprüfung machen wollen.

P. Adolf Stadtmüllers Katechistenkurse bekommen immer mehr Anziehungskraft. Da er mit den wenigen Kandidaten aus unserer Diözese Lydenburg kaum einen Kurs beginnen könnte,

schicken die Franziskaner von der Präfektur Volksrust gern ihre Katechistenanwärter zu ihm.

Seitdem das neue Priesterhaus erstellt ist, fühlen sich die zu Besuch kommenden Mitbrüder bei uns noch wohler. Zum erstenmal verspürten einige den Nutzen dieses Hauses bei den diesjährigen Exerzitien. Während es in den vergangenen Jahren viel Kopfzerbrechen erforderte, um für alle einen Schlaf- und Aufenthaltsraum zu finden, konnten ihnen jetzt geräumige Zimmer zur Verfügung gestellt werden, in denen sie sich nicht nur seelisch, sondern auch leiblich etwas ausruhen konnten.

Ein paar Tage nach den Exerzitien schien hier etwas Besonderes los zu sein: Die Polizei fragte an, warum denn so viele Autos mit Eingeborenen nach Glen Cowie gefahren seien. Es waren Mitglieder verschiedener Organisationen — Lehrer, Katechisten, St.-Anna-Frauen — die sich hier für drei Tage einfanden. Am ersten Tag rief sie Father Blais zu Stille und Einkehr. Die beiden andern Tage waren mit Vorträgen und Aussprachen angefüllt. Ein wichtiges Thema war die Liturgie. Besonderes Interesse fand der priesterlose Sonntagsgottesdienst. Father Bourhill konnte jedem Teilnehmer ein Musterbeispiel eines solchen Gottesdienstes in die Hand geben. Wenn nun auch viele Worte gesprochen und Father Bourhills Ausführungen mit Begeisterung aufgenommen wurden, so darf man sich doch keine Erfolge von heute auf morgen versprechen. Das Ziel wird klar gesehen: eine lebendige Meßfeier und ein ansprechender Gottesdienst ohne Priester. Die Christen zu diesem Ziele hinzuführen, ist eine Auf-

gabe, die nur in geduldiger Ausdauer und jahrzehntelanger Arbeit zu lösen ist. Denn viele Schwierigkeiten vereinigen sich zu einem fast unüberwindlichen Hindernis. Einmal steht der Missionar fast immer vor einer ganz kleinen Gemeinde, wenn es gut geht, einmal im Monat. Und dann sind nicht alle Gläubigen da; manche kommen unregelmäßig, weil sie zu weit weg wohnen. Und von denen, die da sind, können nur wenige lesen, noch weniger haben ein Buch zur Hand. Nicht immer hat man jemanden, der vorbetet und die Lieder anstimmen kann. Dem Priester können sie nicht folgen, weil er lateinisch betet. Trotz allem darf man nicht resignieren. Wenn nur einige der Teilnehmer an diesem Treffen daran gehen, ihr Möglichstes zu tun, hat der Missionar wieder mehr Hoffnung, daß er eine lebendige Mitfeier der hl. Messe erreichen kann.

Der 22. August war ein Festtag auf unserer Missionsstation, diesmal für unsere eingeborenen Schwestern. Am Vorabend konnte unser Bischof Anton Reiterer einer Kandidatin das Postulantinnenkleid überreichen und sechs Postulantinnen ins Noviziat aufnehmen. Am Festtag selbst nahm der Bischof die ersten Gelübde von zwei Novizinnen entgegen. Langsam wächst so die junge Kongregation unserer Schwestern. In Schule, Krankenhaus und Küche leisten sie schon einen beachtlichen Beitrag zur Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute. Bischof Riegler hat mit dieser seiner Gründung keineswegs einen Mißgriff getan. Es bleibt jetzt nur zu hoffen, daß auch bald ein Noviziat für einheimische Brüder und Kleriker entsteht. Denn Afrika muß durch Afrika bekehrt werden.

Unsere Hilfe für Lateinamerika

In einem Hirtenwort zum 1. Adventssonntag haben die deutschen Bischöfe ihre Gläubigen aufgefordert, zu Weihnachten für die katholische Kirche in Lateinamerika zu spenden. Die Bischöfe weisen darauf hin, daß Lateinamerika heute das am meisten gefährdete, aber morgen vielleicht schon das bedeutendste Glied der katholischen Kirche ist.

Obwohl fast 90 Prozent der Bevölkerung Lateinamerikas katholisch seien, wüchsen die Kinder, abgesehen von einer dünnen Schicht, ohne gute Schule und ohne Unterricht im Glauben auf. Auf 5000 Gläubige komme im Durchschnitt nur ein Priester.

Hinzu komme, daß sich die Bevölkerung Lateinamerikas alle 30 Jahre verdoppele. Dem Aberglauben, dem Spiritismus mit seinem Geisterkult, den Sekten und nicht zuletzt dem Bolschewismus seien Tür und Tor geöffnet.

Generaloberin Schwester
 Johanna Bosko Schneemann (links) mit Schwester
 Oberin Nives



Besuch der Generaloberin

Diesmal ging es umgekehrt: Für gewöhnlich wählen sich Generaloberinnen eine Begleitschwester, wenn sie die Niederlassungen ihres Ordens besuchen. Doch als Schwester Christophora Watzinger, eine der jüngsten Schwestern der Franziskanerinnen von der Unbefleckten Empfängnis aus Graz/Eggenberg, nach Südafrika abreisen wollte, entschloß sich Mutter Generaloberin Johanna Bosko Schneemann, die junge Missionarin persönlich über das Meer zu begleiten und dann bei ihren Schwestern in der Diözese Lydenburg die kirchliche Visitation vorzunehmen.

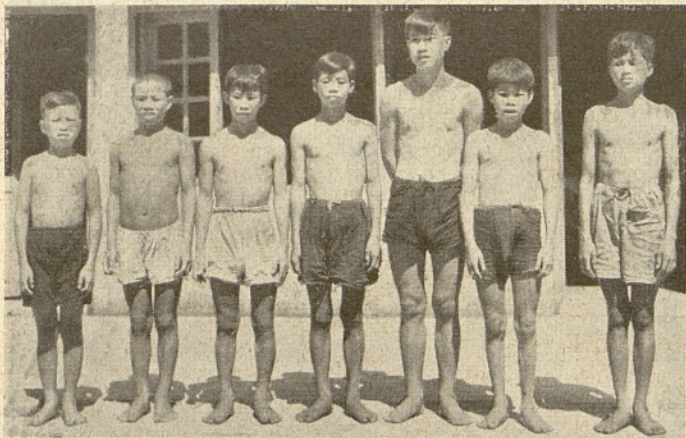
Am 4. April dieses Jahres kamen beide wohlbehalten in Durban an, wo sie von Schwester Oberin M. Nives und Schwester Marietta begrüßt wurden.

Nach einem kurzen Besuch in Mariannahill fuhren sie am nächsten Tag nach Transvaal. Die Schwestern in Middelburg, Witbank, Pretoria, Lydenburg, Nelspruit und White Waters konnten es kaum erwarten, ihre geistliche Mutter zu sehen bzw. nach langen 23 Jahren wiederzusehen; denn 1938 war Mutter Johanna von Österreich nach Brasilien gereist, wo sie bis zur Wahl zur Generaloberin als Lehrerin und Krankenschwester wirkte.

Die reicherfahrene gütige, mütterliche Generaloberin hat ihre Schwestern in Transvaal mit neuer Freude an ihrer Missionsarbeit erfüllt und durch ihre Schlichtheit das Vertrauen aller gewonnen, die ihr beagneten. Sr. A.

Ein Tag der Freude

Zum Eintritt ins Kloster gehört Mut. Sich Gott schenken, ganz, ohne Zwang, ohne Furcht, ohne Begierde, dazu gehört königlicher Mut. Selten hat solcher Königsmut größeren, auch sichtbaren Segen gebracht, als der Missionseinsatz der Weißen Schwestern. Darum ist die Feier der Einkleidung und der Gelübde der Missionsschwestern immer ein erregendes Erlebnis. Am Feste Mariä Himmelfahrt nahm in Trier der afrikanische Erzbischof Paul Zoungrana von Wagadugu (Westafrika) diese Zeremonien vor. Aus der Festpredigt Erzbischof Zoungranas: „Dieser Tag ist ein Tag der Freude für die Weltkirche und für die Weißen Schwestern... Für mich als afrikanischen Bischof ist es eine willkommene Gelegenheit, euch zu danken. Die Christen Europas haben uns ihr Liebstes gegeben: ihre eigenen Söhne und Töchter. Im Namen aller Afrikaner sei euch Dank gesagt, euch, den Eltern und Verwandten der Missionare. Eurer Großmut verdanken so viele Menschen in Afrika ihre Wiedergeburt im Heiligen Geiste, und ich selbst die Gnade des Priestertums...“



Links: Diese sieben jungen Chinesen wählten die Freiheit und schwammen im Oktober von Rotchina nach Macao, einer portugiesischen Kolonie an der Küste Chinas mit 200 000 Einwohnern, darunter 26 000 Katholiken

Unten: Diese indischen Jungen üben sich im Joga, einer in Indien entwickelten Praxis geistiger Konzentration, die durch völlige Herrschaft über den Körper den Geist befreien will

AFRIKA

Senegal: „Der Eintritt Afrikas in die Gemeinschaft der Völker wird ein Element der Liebe in die Entwicklung der Welt bringen“, sagte der Präsident der Republik Senegal, Leopold Sedar Senghor, beim Empfang der Ehrendoktorwürde der Rechtswissenschaften an der Fordham-University New York. Präsident Senghor (der bekanntlich jüngst erst auch die Bundesrepublik besucht hat und dabei vielfach ausgezeichnet wurde) ist Katholik, bekannt als bedeutender Dichter, glühender Patriot und hochgebildeter Professor.

Kongo: Bei den Unruhen nach Erlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1960 und den Angriffen auf die katholischen Missionen durch die Anhänger Lumumbas sind von über 2700 katholischen Priestern nur drei ums Leben gekommen. Die europäische Presse hat die Lage meistens wesentlich schlimmer dargestellt, als sie in Wirklichkeit war, und von Einzelfällen her die Gesamtlage beurteilt.

Madagaskar: Die Insel Madagaskar an der Ostküste Afrikas feierte den 100. Jahrestag der Ankunft der ersten katholischen Missionare. Heute ist schon mehr als ein Fünftel der Insel katholisch. Das Priesterseminar der Hauptstadt Tananarive zählt z. Zt. 51 Theologiestudenten, von denen 44 Madegassen sind; weitere 15 Madegassen studieren im Ausland Theologie. Aus diesem Priesterseminar sind bisher 179 Priester hervorgegangen, von denen bereits fünf zu bischöflichen Würden gelangten.

Njassaland: Die Bischöfe des Njassalandes haben sich mit den verschiedenen protestantischen Kirchen des Landes geeinigt, daß in Zukunft evangelische Pfarrer den protestantischen Schülern in katholischen Missionschulen Religionsunterricht erteilen dürfen; ebenso erhalten die katholischen Missionare Zutritt zu den protestantischen Schulen, um die katholischen Schüler zu unterrichten. Das Njassaland zählt unter 2 Millionen Einwohnern 450 000 Katholiken, 400 000 Protestanten und 500 000 Mohammedaner; der Rest sind Heiden.

Tanganjika: In Tanganjika (dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika) fand vom 21. bis 27. August 1961 der 2. Kongreß des ostafrikanischen Laienapostolates teil. Der erste Kongreß war im Januar 1953 in Uganda veranstaltet worden. Es nahmen in diesem Jahre

130 Delegierte aus 35 Diözesen und fünf verschiedenen Ländern teil. Der Kongreß stand unter dem Leitgedanken: „Mission der Führungskräfte im neuen Afrika.“

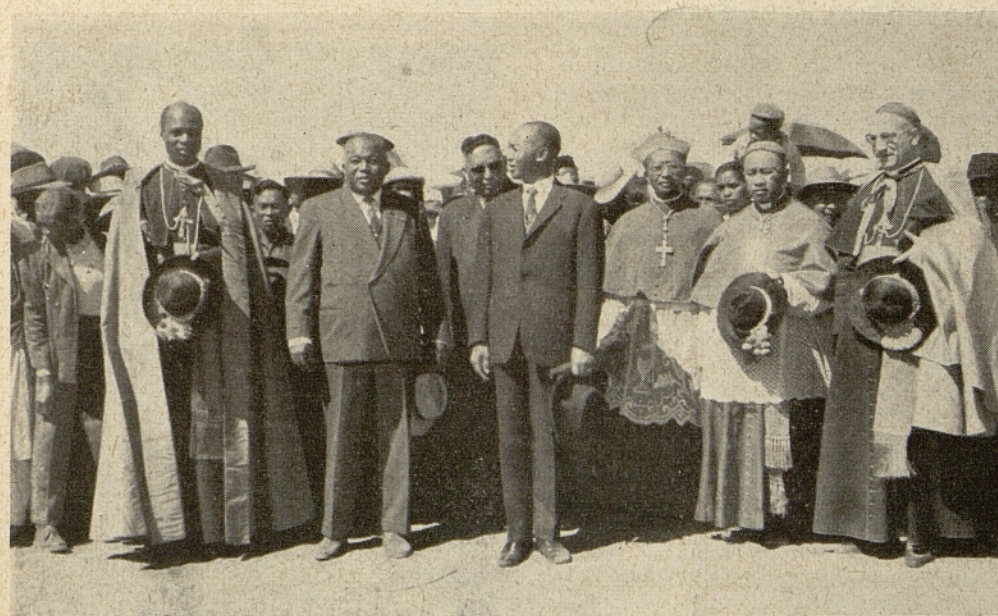
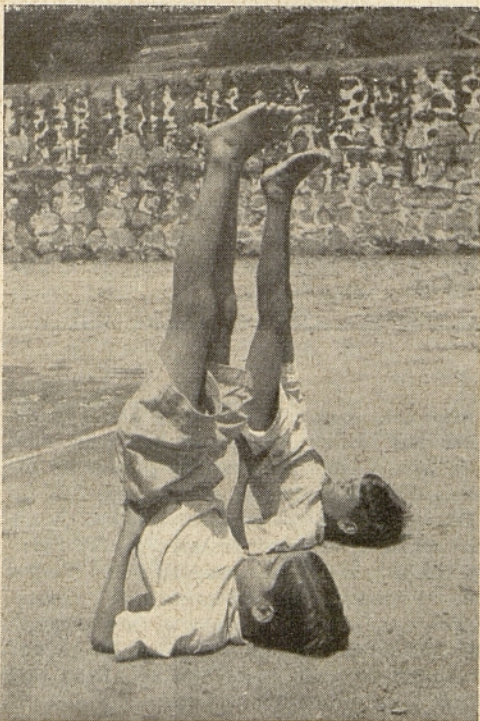
Guinea: Der Erzbischof der Landeshauptstadt Conakry, Msgr. Milleville, wurde vom Staatspräsident Sekou Touré des Landes verwiesen, weil er sich den Absichten der Regierung widersetzt, wie in Rotchina eine Nationalkirche zu gründen und die Missionschulen verstaatlichen zu lassen.

Elfenbeinküste: Am 6. August feierte die Elfenbeinküste den ersten Jahrestag ihrer Unabhängigkeit. Die Hauptstadt Abidjan besitzt bereits einen einheimischen Erzbischof. Von den 3 Millionen Einwohnern sind erst acht Prozent katholisch. Der Staatspräsident Hophouët-Boigny ist Katholik. Elfenbeinküste ist eines der ganz wenigen Länder Afrikas, das allen Verlockungen des Neutralismus und Kommunismus bisher widerstand und daher auch von allen Unruhen verschont blieb.

Ruanda-Urundi: In Ruanda (einem Teil der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika,



Indischer Bergmann. Der Bergbau steckt in Indien noch weithin in den Anfängen. Mancherorts werden die Kohlenstücke auf dem Kopf wegtransportiert.



Die große Insel Madagaskar östlich Südafrika beging im September die erste Jahrhundertfeier des Beginns der katholischen Missionstätigkeit. Unter den 5,2 Millionen Einwohnern zählt man etwa eine Million Katholiken und ebenso viele Protestanten. Auf dem Bild links Kardinal Rugambwa, daneben Staatspräsident Tsirana und andere Festteilnehmer im Augenblick der Flaggenhissung.



Die englische Kronkolonie Hongkong vor der Küste Chinas beherbergt dicht zusammengedrängt fast 2,8 Millionen Menschen, zum großen Teil Flüchtlinge vom chinesischen Festland. In einer Siedlung mit Gebäuden wie dem obenstehenden wohnen 65 000 Menschen.

der jetzt unter belgischer Verwaltung steht) kamen es erneut zu Zusammenstößen zwischen den Stämmen der Watussi und der Bahutu. Mehr als 500 Watussi-Familien flüchteten sich in die Zisterzienserabtei Mokoto. In Ruanda-Urundi ist bereits mehr als die Hälfte der Bevölkerung katholisch.

Ghana: In Ghana ist eine neue Religion im Entstehen begriffen: der Nkrumanismus. Der Staatspräsident Kwame Nkrumah, ein abgefallener Katholik und großer Freund Moskaus, läßt sich fast göttliche Ehren erweisen. Sein Geburtshaus ist zu einem nationalen Heiligtum und Wallfahrtsort ausgebaut worden.

Uganda: Im ostafrikanischen Staat Uganda, der fast 6 Millionen Einwohner zählt und schon zu 30 Prozent katholisch ist, gibt es bereits 33 katholische Krankenhäuser. Weitere sind im Entstehen begriffen. Weiterhin gibt es 48 technische Diözesenschulen.

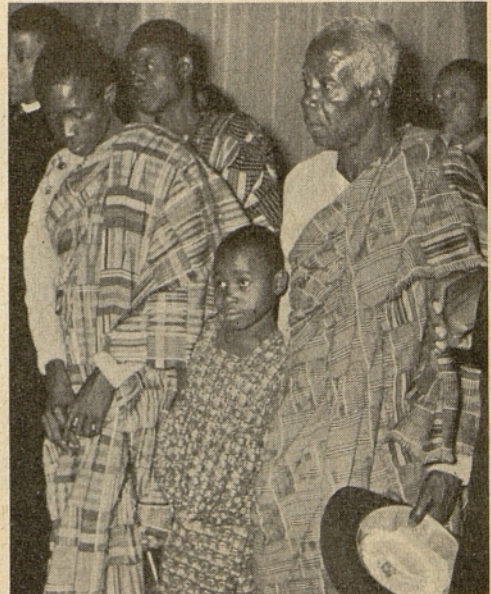
Islam: 1935 gab es in Afrika bei 154 Millionen Einwohnern 54 Millionen Mohammedaner und 7,8 Millionen Katholiken. Zwanzig Jahre danach (1956) waren von 216 Millionen Einwohnern 85 Millionen Mohammedaner und 24 Millionen Katholiken. Wenn sich auch die Katholikenzahl verdreifacht

hat, so ist das Anwachsen des Islams doch doppelt so stark gewesen wie das der katholischen Kirche.

Afrika: In Afrika gibt es heute 27 Millionen Katholiken, 11 000 Missionare, 82 000 Katechisten, 4,3 Millionen Schüler katholischer Schulen, 46 einheimische Bischöfe, 2100 einheimische Priester, 1500 einheimische Theologiestudenten und 15 katholische Staatsoberhäupter der jungen afrikanischen Staaten.

Kongo: In Leopoldville, der Hauptstadt des Kongo, gibt es bereits 20 Pfarreien (Leopoldville hat 400 000 Einwohner). Die Pfarrei St. Peter zählt unter 64 000 Einwohnern 33 000 Katholiken, die von vier Priestern betreut werden. Die 17 000 Katholiken der Christkönigspfarrei (unter 42 000 Einwohnern) werden von drei Priestern betreut. Für die 20 000 Katholiken der Pfarrei St. Josef (unter 30 000 Einwohnern) arbeiten drei Geistliche. Die Pfarrei St. Paul weist für 17 000 Katholiken (unter 37 000 Einwohnern) vier Priester auf. Von den 400 000 Einwohnern der Hauptstadt sind bisher 180 000 katholisch. Jährlich wandern etwa 25 000 Schwarze in Leopoldville zu. Dadurch werden die Missionare der Hauptstadt immer wieder vor neue, fast unlösbare Probleme gestellt.

Mali: In Bamako, der Hauptstadt von Mali, wurde von Journalisten neun afrikanischer



Besuch aus Afrika in Rom. Vertreter Togos während einer Audienz bei Kardinal Agagianian, dem Präfekten der Kongregation der Glaubensverbreitung.

Länder ein Treffen veranstaltet, auf dem die Gründung einer panafrikanischen Presse-Union mit Sitz in Bamako beschlossen wurde. Außerdem wurde die Gründung eines zweiten großen afrikanischen Nachrichtenbüros und eines großen afrikanischen Rundfunksenders geplant. Die erste große afrikanische Nachrichtenagentur ist die vor wenigen Monaten in Tunis gegründete Tunis-Press.

ASIEN

China: Während in Rotchina die Christenverfolgung unvermindert anhält und z. Zt. eine große Hungersnot herrscht, daß unter der Bevölkerung sogar Fälle von Kannibalismus vorkommen, erlebt die Kirche auf der Insel Formosa (Nationalchina) ein ganz seltenes Aufblühen. Papst Johannes XXIII. konnte erst kürzlich wieder drei neue Bistümer errichten. Die Zahl der einheimischen Berufe ist groß.

Laos: Seit Beginn der Invasion durch die Kommunisten wurden elf katholische Priester, fast alle Franzosen, von den Roten ermordet und starben als Martyrer.

Kuwait: Kuwait, das so groß ist wie Hessen oder Rheinland-Pfalz (20 000 qkm), aber weniger Einwohner zählt als Wiesbaden (Hessens Hauptstadt), nämlich nur 200 000, ist eins der reichsten Länder der Erde. 1960 wurden in Kuwait über 80 Millionen Tonnen Erdöl gefördert, das sind 8 Prozent der gesamten Erdölförderung auf der Erde. Das kleine Fürstentum kann nur dadurch seine



Ein kleiner Sudanese legt seine erste Beichte ab

Unabhängigkeit behaupten, daß jeder Nachbarstaat es den andern Nachbarn mißgönnt. Kuwait ist der christlichen Mission bisher verschlossen. Die Bevölkerung ist rein mohammedanisch.



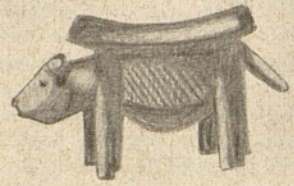
Schüler stehen Spalier bei der Einweihung einer katholischen Mittelschule auf Formosa

Die Kunst bei den Negern Afrikas

Von Br. August C a g o l

Auch die einfachsten Menschen sind be-
strebt, einige Schönheit in ihr armes Erden-
leben zu bringen. Ihre menschliche Stimme
brachte sie zunächst auf den Gesang.
Die Schilluk am sumpfbesäumten Weißen
Nil singen nur einstimmig, aber mit aus-
gezeichnetem Sinn für Takt und mit Fein-
gefühl für genauen Einsatz. Die hohen
Frauenstimmen und die vollen Bässe der
Männer verbinden sich zu schönem Wohl-
klang. Die Bantu des mittleren und süd-
lichen Afrika hingegen lieben mehrstimmigen
Gesang, und sie haben ein natürliches
Gefühl für Anpassung der begleitenden
Stimmen.

Der Gesang führte zur Musik, als Be-
gleitung des Gesanges. Das Urmusikinstru-
ment der Menschheit ist wohl die Trommel,

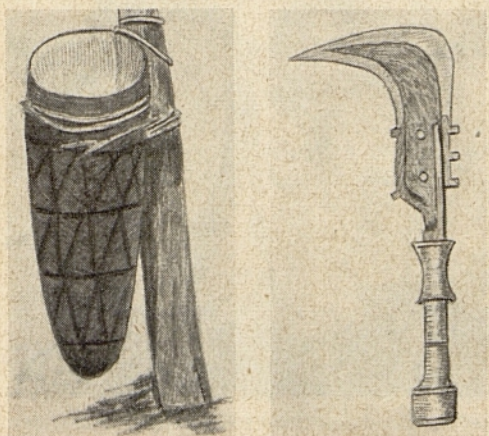


zu der der Naturmensch die Stoffe, Holz
und Leder, leicht in seiner einfachen Wirt-
schaft fand. Bei vielen Völkern ist die Trommel
im Laufe der Zeit zu einer Art Sende-
gerät drahtloser Telegraphie geworden. In
einer eigenen Tonsprache können da Mit-
teilungen weithin ausgesendet werden. In
Kamerun ist diese ungedruckte Tonzeitung
zu erstaunlicher Vollendung gelangt. Der
Trommel fügte man später kleine, mit Saiten
bespannte Zupfgeräte bei, die Grund-
form der Laute.

Der Klang der Trommel führte zum
Tanze, der bei allen Naturvölkern so
beliebt ist. Der Tanz dann führte zum
Drama, zur einfachsten Schauspielerkunst.
In ihren Kriegstänzen ahmen die Schilluk
kriegerischen Angriff und Abwehr und
Jagderlebnisse mit wilden Tieren nach. Der
Tanz brachte die Leute auf besondere Ver-
schönerung des Körpers und auf Unkennt-
lichmachung der Person, was durch auffäl-
lige Bemalung und durch Benutzung von
Masken auf wirksame Weise geschieht. Im
Spiel zeigt sich der Naturmensch so recht
als Kind. Die Neger lieben Ballspiele, Ring-
kämpfe, Zweikämpfe mit Waffen, Faust-
kämpfe und Wettlaufen.

Bewundernswert ist die Kunst der alten
Buschmänner, die heute noch in der Stein-
zeit leben. Von ihren Malereien finden
sich noch zahlreiche Reste in Höhlen und an
überhängenden Felswänden. Die einen sind
richtige Malereien mit Erdfarben, die an-
dern vertiefte Zeichnungen. In der Regel
sind es Jagdbilder und Tierdarstellungen,
in denen die einfachen Künstler einen hohen
Grad von Meisterschaft erreicht haben.

Anerkennenswert ist der auf ziemlich



Linke Seite: Nackenstütze vom Sambesi — Geschnitztes Gefäß, Nordwest-Kamerun ($\frac{1}{5}$ der nat. Größe) — Felltrommel der Moru — Messer der Mangbuttu — Buschmannmalerei: Straußenjagd (rechts der als Strauß verkleidete Jäger)



Rechte Seite: Korkholzboot der Schilluk — Togo: die erste und zweite Kreuzwegstation für die Kirche in Kandé

hoher Stufe stehende Gewerbefleiß der Afrikaner. Die Töpferei ist weit verbreitet. Obwohl die Drehscheibe durchwegs unbekannt ist, werden selbst große Gefäße aus freier Hand gedreht und oft in sorgfältiger Weise verziert. Flechten und Weben werden überall geübt. Bei zahlreichen Stämmen, besonders im Kongobecken, werden schöne Matten hergestellt, die auch in Europa Käufer fänden. Im ganzen mittleren Afrika ist die Baumwolle heimisch und sind Webstühle im Gebrauch. Lange vor der Herstellung von Geweben war die Kunst, Kleiderstoffe aus Rindenbast anzufertigen, weit verbreitet. Alter noch als die Rindenzeugherstellung ist die Kunst, Tierfelle zu Kleidungsstücken zu bereiten, obwohl das Gerben in europäischem Sinne unbekannt ist. Das Schmieden von Eisen ist fast allen Bantuvölkern eigen. Wo Eisenerz vorkommt, wird auch Roheisen hergestellt. Die Djur im Bahr el Ghazal haben sich seit langem damit befaßt. Beim Schmelzen des

Eisens verwenden sie Holzkohle und einen Blasebalg aus Ziegenfell. Das gewonnene Eisen schmieden sie zu Lanzenblättern, Beilen und Feldhacken, womit sie auch die Nachbarstämme im Tauschhandel versehen.

Unter den Waffen sind Wurfkeulen aus hartem Holz wohl die einfachsten. Der Bogen der Bantu ist ein an beiden Enden verjüngter und dehnbarer Holzstab mit einer gedrehten Schnur. Die Pfeilspitzen werden vielfach mit Gift bestrichen. Von Speeren und Lanzen gibt es eine schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit.

In auffälliger Weise zurückgeblieben erscheint die Schifffahrt der Bantu. Nur selten sind sie über den einfachen Einbaum aus einem ausgehöhlten Baumstamm hinausgekommen. Auch auf den großen Strömen und Seen sind die Fahrzeuge und Ruder sehr einfach geblieben. Die ältesten Boote der Bantu waren vermutlich aus Baumrinde genäht, wie sie noch heute in Portugiesisch-Ostafrika im Gebrauch sind.



Die schwarze Blüte

Erzählung aus der Kongomission

Nach einer Aufzeichnung von P. Spiegeleer MSC, gestaltet von Hugo Kocher

10. Fortsetzung

Doch nun hellte sich das Gesicht des Fafa auf. Hier lag das Holz, dort der glimmende Zunder. Kein Zweifel, die Mädchen hatten ein Verbrechen verhindert. Njoli mußte erzählen, wie sie hinter das Geheimnis gekommen war. Dann wurden sie in das Schlafhaus zurückgeschickt.

Njoli konnte den Morgen fast kaum erwarten. Sicherlich rief sie die Schwester Rektorin auf und belobte sie vor der ganzen Schule. Und Njoli hörte schon, wie sie ihr als Belohnung versprach, ihr das Christkind anzuvertrauen. Doch es kam ganz anders. Njoli stand ganz allein der Schwester Rektorin gegenüber, die gar nicht so freundlich auf ihre Lieblingsschülerin herabsah wie sonst. Doch auch ihr Gesicht wurde freundlicher.

„Du wolltest etwas Großes vollbringen“, sagte sie, „aber du hast den falschen Weg eingeschlagen. Wärest du sogleich zu mir gekommen und hättest mir den Anschlag der alten Alakeia mitgeteilt, dann könnte ich deinen Wunsch erfüllen. Aber du hast mit deinen Freundinnen ein strenges Verbot übertreten, indem ihr euch nachts aus dem Schlafhaus entfernt habt. Dafür müßte ich euch bestrafen. Doch in Anbetracht des guten Zweckes sei euch verziehen. Aber versprecht mir, nie wieder solche Streiche zu machen.“

Njoli standen Tränen in den Augen. Sie zog die Brauen hoch. Sprechen konnte sie nicht. Betrübt schlich sie zur Türe. Die Schwester Rektorin rief zurück. Sie fuhr ihr mit dem Taschentuch über das Gesicht und nahm Njoli in den Arm. „Es ist gut, Kind, sei recht brav und fleißig wie bisher, dann kann es immer noch sein, daß du das Christkind tragen darfst.“

Bei Schwester Theresia holte sich Njoli am Nachmittag noch einmal Trost und Rat. Inniger als zuvor betete sie am

Abend: „otofeje bymba bekiso — vergieb uns unsere Schuld“, und im Traum erschien ihr die Gottesmutter. Sie stieg vom Altar in der Kirche herab und legte Njoli ihr Kind in die Arme.

Das hohe Ziel

Alakeia, die Zauberhexe, hatten die Patres in ihr Heimatdorf zurückgeschickt. Eigentlich sollte sie für ihren Anschlag streng bestraft werden, aber die Missionare baten selbst für sie bei dem Kommissar. Es schien ihnen Strafe genug, daß sie den Rest ihres Lebens für sich selbst sorgen mußte und obendrein den Spott ihrer Stammesgenossen zu tragen hatte. Auch Migazzu weilte nicht mehr in Bokela. Die Schwester Rektorin sandte sie als ungeeignet für die Schule nach Doronga zurück. Die Hoffnung, daß es Njoli gelingen würde, die Frühreife zu beeinflussen, hatte sich nicht erfüllt, im Gegenteil, es war zu befürchten, daß Migazzu der Jüngeren mit ihrem vielsagenden Getuschel und ihrem heimlichen Wissen schadete.

Fojah, ein stilles Munji-Mädchen, das jetzt ihre Bettnachbarin geworden war, paßte bestimmt besser zu der unschuldigen, kindlichen Njoli. Und mit welchem Eifer lernte der Schützling Schwester Theresias jetzt! Es war wie eine Ungeduld über sie gekommen. Sie wollte früher als alle anderen zum Taufunterricht zugelassen werden. Jede Arbeit, die man ihr übertrug, führte sie aus. Auch eine strengere Schwester Rektorin hätte ihr Eifer gerührt.

Man mußte sie das Christkind zur Krippe tragen lassen. Welch ein großer Tag war es für sie, als sie geleitet von singenden, weißgekleideten Mädchen die Kirche betrat. Sie hörte nicht mehr den Trommelwirbel, sah weder die Mädchen zur Linken mit ihren bunten Kleidern und den farbigen Kopftüchern, noch die Knaben in ihren weißen Hemden und

Hosen. Durch den Lichterglanz schritt sie dahin, das braune Köpfcchen demütig geneigt, ein glückliches Leuchten in den dunklen Augen.

Nie würde sie diese feierliche Stunde vergessen. Wie ein leuchtendes Kleinod trug sie die Erinnerung in ihrer Seele. Nun hatte der Alltag wieder begonnen mit Schule, dem Reinigen des Schulhofes, mit Holzholen, Kochen und dem Säubern des Schlafhauses. Jede Stunde hat ihre Bestimmungen. Njoli lernte Raffiaflechten und Stricken. Und mit nicht geringem Eifer saß sie an den Nachmittagen im Kreis, die Trommel auf den Knien, um mit den Schlägen der flachen Hand und mit wirbelnden Fingern den Gesang der Mädchen zu begleiten.

Nach der Abendandacht in der Kirche bereiteten die Knaben und Mädchen selbst ihr Essen. Das ging nicht ohne Geschrei und Gelächter ab. Und nun mußte noch Wasser geholt werden, da waren auch noch die quälenden Sandflöhe, die ihre Eier unter den Zehen abzulegen pflegten und die so unerträglich schmerzten. Mühsam mußte man die lästigen Eindringlinge herausstechen.

Endlich war das Kraushaar gekämmt und aufgebunden. Schon saßen die andern um die offenen Feuer. Njoli beeilte sich, denn es war doch gar zu schön, vor dem Zubettgehen noch ein wenig zu schwatzen, zu singen oder gar zu tanzen.

Ob es Njoli morgen wieder glückte, auf ein Stündchen in den Busch zu laufen? Auf manchen Sträuchern wimmelte es jetzt von Raupen, die sie gar so gern sammelte, um sie, an einer Lianenranke aufgehangen, zu braten. Wie lecker das schmeckte! Fast ebensogut waren die kleinen Fische, die sie in ihrem selbstgeflochtenen Körbchen im Seichtwasser fing.

Trafen die Mädchen draußen im Busch einen Trupp der Missionsbuben, so kam es häufig zu Neckereien und Scherzen. Auch heute dachte sich Njoli nichts Böses, als ihr drei Munji-Buben am Flußufer begegneten. Sie wollte vorbeischlüpfen, aber die Burschen vertraten ihr den Weg. „He, kleiner Papagei, bleib bei uns und sing uns was vor oder noch

besser, tanze. ja tanze, kleine Njoli, keine kann es so gut wie du.“

„Die Schwester hat es verboten“, versetzte Njoli und wollte sich losreißen. Doch jetzt wollten die Buben erst recht ihren Willen haben. Njolis Körbchen flog beiseite, sie wurde hochgehoben, die drei versuchten sie in die Büsche zu ziehen. Da begann sie zu schreien und sie wehrte sich aus allen Kräften. Aus dem Scherz wurde böser Ernst.

„Wirf die Wildkatze in den Fluß“, rief einer der Buben, dem Njoli eben das Gesicht zerkratzt hatte. Die andern beiden packten sie an den Beinen, sie stürzte. Noch einmal schrie sie gellend auf. Da rauschte es im Gestrüpp. Ein schlanker sehniger Junge schnellte wie ein Leopard heraus. Im Ansprung flog einer der Munjiburschen beiseite. Die beiden andern, die Njoli zum Flusse zerren, wurden gepackt, zu Boden geschleudert.

Njoli richtete sich auf. Es schien, als sollte es zwischen ihren Bedrängern und ihrem Helfer zu einem ungleichen Kampf kommen. Doch nun wurden die Stimmen einer Knabenschar laut, die zum Baden an den Fluß zog. Die Munji wandten sich zur Flucht.

„Hö, da laufen sie, die feigen Hyänen“, lachte der Retter Njolis. Dann wandte er sich um. „Ich kenne dich“, sagte er. „Du bist eine Booli aus Doronga. Mein Dorf liegt nur einen Tagesmarsch weiter flußab. Ich heiße Elengwa und ich bin schon die zweite Regenzeit in Bokela.“

Njoli lächelte zu dem um einen halben Kopf Größeren empor. „Ich danke dir“, murmelte sie und bückte sich nach ihrem Körbchen. „Wenn du nicht gekommen wärest, hätten mich die Munji in den Fluß gestoßen. Der Fafa wird böse sein, wenn er davon erfährt.“

„Oi, es ist nicht nötig, daß er die Munji bestraft, das besorge ich ganz allein. Ich werde sie prügeln!“ Er schwenkte drohend die Fäuste und wandte sich dann zum Gehen, denn er wollte von den Gefährten nicht im Gespräch mit einem Mädchen gesehen werden.

„Elengwa heißt der Junge“ murmelte Njoli vor sich hin. „Ein schöner Name.“

Sie lächelte und sah ihren Befreier wieder schlank und braun aus den Büschen schnellen. So oft sie von da an den Jungen beim Fußballspiel oder beim Turnen zusah, suchten ihre dunklen Augen Elengwa. Er war einer der Größten. Freilich, es hieß, daß er in der Schule nicht besonders fleißig sei, auch der Katechist beklagte sich über ihn. Elengwa war schon mehr als einmal davongelaufen und erst nach Tagen zurückgekehrt. Er liebte es, in Wald und Busch umherzupirschen, zu jagen und zu fischen. Der Pater Rektor war fast sicher, daß Elengwa ungetauft wieder in sein Urwalddorf zurückkehren würde.

Darüber machte sich Njoli keine Gedanken. Für sie war und blieb Elengwa der schönste Booli-Name, den sie je gehört hatte. Einmal begegnete sie ihm wieder als sie mit einem Trupp Mädchen während der Ferien nach Doronga zurückkehrte, aber der Junge beachtete sie nicht, um nicht vor seinen Gefährten zum Spott zu werden.

Ingongwa und Marga waren nicht wenig erstaunt, als ihre Njoli in ihrem Missionskleidchen in die Hütte trat. Sie war ein tüchtiges Stück gewachsen und noch hübscher geworden. Aber bald merkten sie noch etwas anderes. Das war nicht mehr die wilde, ungebändigte Njoli von einst. Wohl konnte sie auch jetzt noch tollend und lachen, allerlei übermütige Streiche ausführen, aber noch öfter saß sie still an der Seite ihrer Mutter und beschäftigte sich mit Raffiaflechten. Tagelang konnte sie Kranke warten und nie leuchteten ihre Augen fröhlicher, als wenn ihr der Fafa bei seinen Besuchen im Dorf bestätigte, daß sie alles ebensogut wie eine Schwester gemacht hatte. Und warum legte Njoli nicht wie die andern Mädchen ihr Missionskleid ab? Sie hatte das Gefühl, als bliebe sie dadurch mit Bokela verbunden. Es war wohl auch so, denn nie wagte einer der jungen Burschen Njoli gegenüber einen derben Scherz, ein freches Wort. Sie war anders als die übrigen Mädchen von Doronga. Mit stiller Verwunderung bemerkte Marga, wie sauber sich ihre Njoli hielt, ja, daß sich unmerklich die

ganze Hütte veränderte, seitdem sie zu Hause war.

Immerzu hatte Njoli etwas zu putzen und zu waschen. All die Ermahnungen der Schwestern trugen jetzt, da sie alles von sich aus tun durfte, ihre Früchte.

Ingongwa war sehr mit Njoli zufrieden. Sie hatte als die beste Schülerin ihrer Klasse einen Preis erhalten, sie konnte flechten und stricken, rechnen, ohne dazu immerfort Finger und Zehen zu Hilfe zu nehmen. Wahrhaftig, der Fafa hatte nicht zuviel gesagt, eine solche Frau war einmal viel mehr wert als eine Unwissende. Insgeheim berechnete er bereits den Brautpreis.

Doch je näher der Tag ihrer Abreise rückte, umso ungeduldiger wurde Njoli. Ihre Gedanken waren bereits wieder in Bokela. Das Größte stand ihr ja jetzt bevor, die heilige Taufe. Pater Bernhard hatte ihr fest versprochen, sie unter die Taufanwärterinnen aufzunehmen.

Aber so einfach, wie sich Njoli das alles vorgestellt hatte, war es denn doch nicht. Ständig sollte sie auf sich aufpassen, dies nicht tun und jenes unterlassen. Mußte sie auch gerade die einheimische Lehrerin dabei ertappen, wie sie Blätter aß, um dadurch schöner zu werden. Am Abend wurde Njoli zu Schwester Theresia gerufen, die ihr ernste Vorhaltungen machte. Durfte ein Mädchen auf die Taufe hoffen, das solch abergläubische Bräuche übte?

Aber Njoli stand da mit gesenktem Kopf, brennend vor Scham und Trotz zugleich. Am andern Tag fehlte sie in der Schule. Schwester Theresia wurde bedenklich. „Sollten wir uns in Njoli getäuscht haben?“ meinte sie. Die Schwester Rektorin beruhigte sie lächelnd: „Es ist wohl mehr die Scham als böser Wille“, sagte sie. „Die ganze Zeit über habe ich Njoli beobachtet, sie ist im Grunde ihres Wesens ein gutes Kind, aber sie ist nun bald dreizehn, kommt in die Jahre, in der sich ihr Wesen umgestaltet. Das macht sie schwierig. Geduld und noch einmal Geduld und vor allem viel Liebe braucht unsere Njoli jetzt.“

„Das magische Denken, das zauberische Durchdringen der ganzen In- und

Umwelt ist eben tief in unsern Bantu verwurzelt," grübelte Schwester Theresia. „Überhaupt geht eben jetzt wieder allerlei abergläubischer Unsinn durch die Schule. Kein Wunder, daß auch Njoli davon angesteckt wird.“

Daran mußte die Schwester Rektorin am Abend denken, als sie Njoli dabei ertappte, wie sie den Staub zermahlener Topfscherben in ihr Essen und Kalk in ihr Trinkwasser schüttete.

„Was soll das?“ fragte sie streng. „Weißt du nicht, daß das verboten ist?“

„Aber ich möchte doch so gern eine weiße Haut bekommen, Schwester“, stammelte Njoli.

„Aber Kind, so glaubt doch nicht all diese Dummheiten. Du bist doch nun schon so groß und klug. Denk immer daran, ein Mädchen, das getauft werden will, darf nicht so einfältig und eitel sein.“

Und wieder neigte Njoli seufzend das Köpfchen. Es war so schwer, gut zu sein, und sie möchte es doch so gerne. Aber immer wenn sie sich vornahm, ganz besonders brav zu sein, näherte sich ihr die Versuchung. Da waren ja nicht zuletzt auch die jungen Burschen, die ihr jetzt schon nachstellten. Njoli war kein Kind mehr, ihre Gestalt hatte sich im letzten Jahr gerundet, war voller, jungfräulicher geworden. Wie seltsam war das doch! Sie fühlte sich von den jungen Burschen zugleich angezogen und abgestoßen. Manchmal, wenn sie scherzend und schwatzend bei ihnen stand, erwachte in den Augen der Burschen ein böses Glitzern. Dann zuckte sie zusammen wie vor dem Blick einer lauernenden Schlange und lief davon. Aber gerade ihre Scheu und Zurückhaltung machten die jungen Booli und Munji umso eifriger.

Wie oft weinte sich Njoli in den Schlaf. Tagelang ging sie still und in sich gekehrt umher, war selbst für Schwester Theresia, die sie in dieser schweren Zeit besonders liebevoll umsorgte, nicht zu sprechen. Sie flüchtete sich in die Kirche, kauerte zu Füßen der Gottesmutter. Nur die heilige Jungfrau konnte ja ihre Kümernisse verstehen, und im Gebet senkte

sich wieder die Ruhe in ihre Seele. Wie schwer das war, besser sein zu wollen als man war. Und seltsam, aus all diesen Kämpfen ging Njoli immer schöner hervor. Wie eine der großen, roten Orchideen ihrer heimischen Wälder erblühte sie.

Nun hatte sie auch die Amulette abgelegt, die ihr die Mutter bei ihrem letzten Besuch in Doronga umgehängt hatte. Die letzte Vorbereitung auf das österliche Tauffest nahm sie ganz gefangen. Zugleich geriet sie in fieberhafte Erregung. Hatte sie auch wirklich alles getan, was der Fafa sie gelehrt hatte? War sie würdig, ein Kind Gottes zu werden? Und würde sie die schwere Prüfung bestehen, die noch bevorstand? Der Fafa nahm es damit sehr genau. Er wollte keine Christen in die Urwaldsdörfer senden, die sich nicht auch mit ihrem ganzen Wesen zu einem höheren Menschentum emporgerungen hatten.

Und jetzt kauerte Njoli mit den andern Taufanwärtern vor dem Zimmer des Gestrengen. Schluchzend kam die erste der Geprüften heraus, sie hatte kaum die Hälfte der Fragen beantworten können. Kein Wunder, es war ja auch Yaya, die Träge, die schon im Unterricht immer geschlafen hatte und so oft mit den jungen Burschen zum Fischen lief.

„Njoli!“

Das Herz klopfte der Aufgerufenen wie ein Hammer in der Brust.

Die Mädchen drängten sich an der Türe. Immer wieder hörten sie die fragende Stimme des Pater Rektors, und ohne Zögern folgten die Antworten Njolis. Kein Zweifel, sie bestand die Prüfung. Ganz still wurde es im Flur. „Dein Name?“

„Njoli Fafa!“

„Dein Christenname?“

„Veronika!“ Das klang wie ein Jubelruf aus befreiter Seele. Auf ging die Tür und Njoli-Veronika wurde von den glückwünschenden Mädchen umdrängt.

Wie schön, wie wunderschön ist heute die Kirche. Schwester Theresia hat noch bis spät in die Nacht an dem Schmuck gearbeitet. Auch für sie war es ja ein

St. Willibrord, der Apostel der Friesen

Wenn wir an Friesland denken, so denken wir zunächst an den hl. Bonifatius, der für Christus und die Bekehrung Frieslands sein Blut dahingegeben hat. Ein anderer Heiliger aber hat auch sein ganzes Leben der Bekehrung der Friesen gewidmet und trägt so mit Recht den Ehrennamen: „Apostel der Friesen“: der hl. Willibrord.

Er wurde 657 in Northumberland ge-

boren. Im Kloster Ripon bei York erzogen, verließ er mit 20 Jahren dieses Kloster und begab sich nach Irland und trat dort in das Kloster Rathmesing ein. Mit 30 Jahren empfing er die hl. Priesterweihe. Damit nun war die Zeit für ihn gekommen, seinen Jugendwunsch, Missionar zu werden, zu erfüllen.

Sein Abt Egbert schickte ihn mit elf Gefährten zu den Friesen, die der Haus-

besonderer Tag, sollte doch ihr Liebling, die hübsche Njoli, getauft werden. Jetzt ziehen die Täuflinge ein in ihren schönsten Kleidern. Die Sonne füllt das bescheidene Gotteshaus mit dem bunten Schein der Glasfenster. Wie ein weisender Finger tastet sich ein Strahl zu der Bank hin, in der Njoli kniet, trifft das weiße Kränzchen, das ihr Schwester Theresia um das Haupt gelegt hat. Ist es ein Strahl der Gnade, der auf sie fällt? „Veronika, ich taufe dich . . .“

Demütig, ganz dem Glück des großen Erlebens hingegeben, neigt das Mädchen sein Haupt. Das Wasser rieselt durch ihr sauber gekräuselt und aufgebundenes Haar, über ihre Stirn, ihr reines, jungfräuliches Gesicht.

Wie aus einem Traum erwacht sie wieder, als alles zu Ende ist, als sie mit den Freundinnen aus der Kirchentüre tritt und von ihnen jubelnd umarmt und geherzt wird. Schwester Theresia stehen die hellen Tränen in den Augen. Sie zieht den Täufling an die Brust. „Veronika, liebe kleine Veronika!“ flüsterte sie.

Der Tod im Urwald

Ingongwa, der Unermüdliche, war mit einem Trupp junger Burschen zur Jagd aufgebrochen. Bald würde der Fafa wieder nach Doronga kommen und Njoli mitbringen. Es sollte nicht an Fleisch fehlen im Dorf, Ingongwa wollte sich wieder einmal als großer Mann zeigen, auch Njoli sollte stolz auf ihn sein dürfen.

In langer Reihe folgten sie einander, voran wie immer der erfahrene Ingongwa. Sie verständigten sich nur noch durch Zeichen und leise Zischlaute. Auf einer Lichtung fanden sie sich zu flüsternder Beratung zusammen. Sie wollten eine Kette bilden und langsam gegen den Fluß zu vorrücken. Das von einem aufgescheuchte Wild mußte dabei dem andern vor die Speerklinge laufen.

Und nun war Ingongwa ganz allein. Geduckt schlich er durch das dichte Unterholz. Prüfend sog er die dumpfige Luft ein. Sumpfschweingestank, nur eine Spur, aber übergenug, um allem Wild die Witterung zu nehmen. Dort im Gras ein Wechsel, von zierlichen Schalen getreten. Ingongwa lief das Wasser im Mund zusammen. Er kannte keinen größeren Leckerbissen als das Wildbret der kleinen Waldantilopen, der Ducker. Wie oft hatte er sie schon mit leisen Schnalzlauten aus dem Dickicht gelockt. Doch hier war das Unterholz gar zu dicht verfilzt, als daß er hoffen durfte, zum Schuß zu kommen.

Ingongwa folgte dem nur für geübte Jägeraugen sichtbaren Wechsel. Ganz auf die Antilopenjagd erpicht, achtete er nicht auf die Umgebung, und doch hätte er es nie nötiger gehabt zu spähen und zu sichern. Ganz plötzlich geschah alles. Er wollte über einen schräg liegenden Ast hinwegsteigen, griff nach oben ins Geäst, ohne aufzusehen. Ein Zischen!

— Fortsetzung folgt

meier Pipin gerade besiegt und auf das rechte Ufer des Niederrheins zurückgedrängt hatte. Willibrord nahm sofort die Missionsarbeit in dem fränkischen Teil des Landes auf. Er sah sich das Land an und verteilte zunächst die Arbeit unter seine Gefährten. Er selbst wollte sich inzwischen noch seine Sendung durch den Hl. Vater in Rom bestätigen lassen und sich dessen Segen für seine Arbeit erbitten. Auch wollte er von dort Reliquien für die zu gründenden Kirchen mitbringen. Papst Sergius willfahrte diesem Wunsch. Inzwischen aber hatten seine Gefährten, die große Erfolge in ihrer Missionsarbeit hatten, einen aus ihrer Mitte, Suitbert, zum Oberrn gewählt und ihn in England zum Bischof weihen lassen. Als aber Willibrord zurückkam, verließ dieser wieder das Land, wohl aus dem Grunde, weil er ohne die Zustimmung Pipins gewählt worden war und dessen Gunst nicht besaß. Pipin bestimmte nun Willibrord, erneut nach Rom zu reisen, und erbat sich für ihn vom Papste die Weihe zum Erzbischof. Gerne willigte der Papst, der das Führungstalent des jungen angelsächsischen Missionars erkannt hatte, in diesen Wunsch ein, erteilte ihm die Weihe und schickte ihn in sein Missionsgebiet zurück. Als er aber zurückkehrte, tobte ein neuer Kampf zwischen den Franken und den Friesen. Er wartete daher mit seinen Gefährten an der unteren Schelde auf den Ausgang des Kampfes. Inzwischen aber blieb er nicht untätig. Die Königstochter Irmina vertraute ihm das von ihr gestiftete Kloster Echternach in Luxemburg an. Pipin bestätigte sofort die Wahl zum Abt und Willibrord baute dieses Kloster mit Hilfe von Schenkungen befreundeter Adelsgeschlechter aus und entwickelte es zu einem der schönsten Klöster des Frankenreiches. Allein, Abt bleiben in diesem Kloster wollte er nicht. Er hatte sein Leben der Bekehrung Frieslands verschrieben. Als im Jahre 697 die Friesen zum zweitenmal von Pipin besiegt waren, begab er sich sofort wieder in dieses Land und erwählte sich Utrecht zum Bischofssitz. Er ging selbst zum Friesenherzog Radbod, konnte ihn jedoch nicht bekehren.

Nun nahm ein anderer Plan in ihm Gestalt an. Er wollte nach Dänemark gehen und dieses für Christus gewinnen, so daß das Christentum von zwei Seiten her auf die Friesen einwirkte. Leider ist ihm dieser Plan nicht gelungen, da sich die Dänen seinen Bekehrungsversuchen widersetzten. Nur 30 Buben konnte er taufen und ins Frankenreich mitnehmen. Er wollte sie dort als Missionare ausbilden. Bei seiner Rückkehr wurde er auf die Insel Helgoland verschlagen, wo er sofort seine Bekehrungsarbeit aufnahm. Er tötete dort drei Rinder der Göttin Fosita und taufte drei Personen aus dem der Göttin geweihten Quell. Dies forderte natürlich die Rache der Heiden heraus und fast wäre er getötet worden, wenn nicht dreimal für ihn das Los günstig ausgefallen wäre. Da dieser Missionierungsversuch gescheitert war, beschränkte er sich darauf, das Land von Nordfriesland und Flandern zu bekehren und das Christentum dort zu festigen, indem er viele Kirchen und Kapellen dort errichtete und Seelsorger einsetzte. Immer wieder stießen neue Gefährten aus England und Irland zu ihm. Auch Winfried war kurze Zeit in seiner Gefolgschaft. Als Pipin gestorben war, flammte der Kampf gegen die Franken und auch gegen das Christentum nochmals auf und viele Kirchen und Kapellen wurden wieder zerstört, ja es schien, als ob Willibrords Lebenswerk vollständig dem Tode geweiht sei. Da aber ging Karl Martell zum Gegenangriff über und er zerstörte alle Götzen und heidnischen Kultstätten entlang der friesischen Küste. In seiner Gefolgschaft kam Willibrord und von neuem baute er Kirchen und Kapellen und gab ihnen Seelsorger und Missionare.

Nun war sein Werk getan. Im Kampfe für das Gottesreich war er ergraut. Er legte daher den Hirtenstab des Bistums Utrecht in jüngere Hände und zog sich in sein ehemaliges Kloster Echternach zurück. Dort starb er am 6. November des Jahres 739 im Alter von 81 Jahren. Das Kreuz war Frieslands Siegeszeichen.

Oskar Hofmann MFSC



Lange ist schon alles her,
jene Flucht durchs offene Meer.
Unbemerkt und unerkannt
hausen sie am Meeresstrand.

Denken sie an übermorgen,
quälen sie die Nahrungssorgen,
denn, vom Haifisch abgesehen,
scheint die Sache schiefzugehen.

Vorerst zehrt man noch am Hai,
doch der Koko stöhnt dabei:
„Heute Hai und morgen Hai! —
Immer dieses Einerlei!“

Während er noch kaut und stöhnt
und die Änderung ersehnt,
naht sich diese hier und jetzt;
doch die beiden sind entsetzt:



Aus den Bäumen, aus den Büschen
hört man schnelle Pfeile zischen;
und dann stürmen sie heran, —
wilde Krieger, Mann für Mann.

Mit Geheul und mit Geschrei
fesseln grausam sie die zwei.
Koko, der wird blaß und blässer:
„Poko, das sind Menschenfresser!“

Im Triumphzug führt man sie
durch das Dickicht, bis die Knie
und die Füße blutgerötet;
doch noch wird man nicht getötet.

Auf dem Dorfplatz groß und weit
steht schon alles Volk bereit,
um die Buben zu betrachten,
ehe man beginnt zu schlachten.

Alle schlecken voll Behagen:
Das ist etwas für den Magen!
Bubenfleisch, noch zart und jung!
Das hebt die Begeisterung.

Und man tanzt bis in die Nacht,
während man die zwei bewacht,
und besingt die Heldentaten
und den schönen Bubenbraten.

Schließlich wetzt man schon die Messer,
denn so geht das Schlachten besser.
Als der Zauberer sich naht,
schreiet man zur blutigen Tat.

Da! Was ist das für Geschrei?
Dürfen hoffen unsre zwei?
Denkt mal bitte alle nach,
was da wohl passiert sein mag!

ADAM



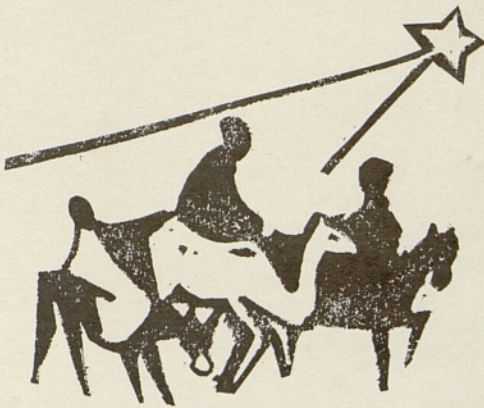
Des Rätsels Lösung

Kolumbus begann seine Entdeckungsfahrt nicht in Genua. Damals gab es noch kein Fernrohr, noch nicht den Namen Amerika, nicht das Längenmaß Kilometer und auch keine Funker. Die Neger kamen erst später nach Amerika. Dem Schiffskoch standen noch nicht zur Verfügung: Maggi, Reis, Dosenwurst, Kartoffeln, Tomaten, Bohnenkaffee, Schokolade, und auch künstliches Eis gab's noch nicht. Ebenso wenig kannte man das Schifferklavier, und Madagaskar war noch nicht entdeckt. Macht zusammen 16 Fehler.

Und die Kanonen? Die führte Kolumbus tatsächlich mit sich.

Der geheimnisvolle D-Zug

Die Bahnstrecke Nürnberg — Regensburg gibt ein Rätsel auf, das endlich gelöst werden mußte. Die Strecke mißt genau 101 Kilometer. Ein D-Zug, der ohne Halt und mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 97,2 Kilometern in der Stunde fährt, braucht von Nürnberg nach Regensburg genau 1 Stunde und 20 Minuten, in umgekehrter Richtung jedoch nur 80 Minuten. Wie ist das zu erklären?



Ein von Gott gesegnetes Jahr 1962

WÜNSCHT ALLEN LESERN
DES „STERN DER NEGER“
UND ALLEN FREUNDEN UNSERER
KONGREGATION

DIE SCHRIFTFLEITUNG

KURZ BERICHTET

Zwei Jungmissionare

P. Karl Kuppelwieser aus St. Walburg in Ulten, Südtirol, wirkt nun in unserer südafrikanischen Mission. In seiner Heimat fand am 24. September beim Hauptgottesdienst die kirchliche Aussendungsfeier statt. Der scheidende Missionar feierte das hl. Opfer. In seiner Predigt deutete P. Rektor Vinzenz Kirchner vom Missionshaus Milland den Sinn der Sendungsfeier und sprach vom Beruf des Missionars. Anschließend an die hl. Messe erfolgte die Überreichung des Missionskreuzes an den Scheidenden, worauf die ganze Gemeinde mit ihm das liturgische Reisegebet verrichtete.

Am 2. Adventsonntag nimmt P. Jakob Wellenzohn Abschied von seiner Heimatgemeinde Kortsch - Schlanders, Südtirol, um sich nach Peru zu begeben. Am 15. Dezember besteigt er in Bremen das Schiff, das ihn in dreiwöchiger Fahrt in das Land seiner Sehnsucht bringt.

Beinahe hoffnungslos

P. Erich Huber schreibt aus Llata an P. Wellenzohn: „Von ganzem Herzen

hat mich die Nachricht von Deinem Kommen gefreut. Was ich für das Nötigste halte zum Mitbringen, ist eine Schreibmaschine, ein Fotoapparat und Bücher. Gegenstände für die hl. Messe, zur Sakramentenspendung, für Kircheneinrichtung sind immer willkommen. Hier in meiner Pfarrei z. B. habe ich 50 Kirchen, in denen es einen Altar gibt und vielleicht ein Holzkreuz und sonst nichts. Meßgewänder, Alben, Schultertücher usw. fehlen überall. Medaillen, Rosenkränze und Heiligenbilder sind auch stets willkommen. Hoffentlich können wir Dich bald hier begrüßen. Der Personalmangel ist schon mehr als katastrophal, beinahe hoffnungslos. Wie ich mich hier manchmal herumschlagen muß, kannst Du Dir kaum vorstellen. Dabei hat man noch das schmerzliche Gefühl, daß es nicht vorwärts, sondern unaufhaltsam rückwärts geht. Erst vor einigen Tagen ist wieder mehr als die Hälfte eines Dorfes zu den Protestanten übergelaufen. Das tut weh. Man muß hart und ausdauernd arbeiten, doch ist bei allem der größte Trost die oft spürbare Hilfe Gottes.“

29

Jährlicher Bezugspreis:
DM 3.- — S. 15 — Lire 500

Einzahlung:
Deutschland: Missionshaus Josefstal, Postscheckkonto Stuttgart 540 66

Osterreich: Scheckkonto 862 11 „Stern der Neger“
Italien: Herz-Jesu-Missionshaus in Milland, Bresanone/Brixen C.C.P. 14 / 7392 Trento

Herausgeber und Verleger:
Kongregation der Missionare Söhne des Heiligsten Herzens Jesu, Josefstal bei Ellwangen/Jagst
Schriftleitung:
P. Edmund Schumm, Missionsseminar Ritterhaus, Bad Mergentheim, Württ.
Druck: Schwabenverlag AG, Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst
Mit kirchlicher Druckbewilligung und Erlaubnis des Generalobern.



Die brennende Kerze

erinnert an Christus, das wahre Weihnachts- und Osterlicht. Ihn nannte der greise Simeon das Licht zur Erleuchtung der Heiden. Dieses Licht den Völkern zu bringen, ist Aufgabe aller Christen, nicht nur der Missionare.